

LJILJANA RADONIĆ, HEIDEMARIE UHL (Hg.):

Das umkämpfte Museum. Zeitgeschichte ausstellen zwischen Dekonstruktion und Sinnstiftung (Erinnerungskulturen/Memory Cultures, 8). transcript Verlag, Bielefeld 2020. 286 S., 16 Abb. ISBN 978-3-8376-5111-9, 32,99 €

Im Oktober 2018 und damit kurz vor der Eröffnung des Hauses der Geschichte Österreichs veranstaltete das Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien eine Tagung mit dem Titel „Das umkämpfte Museum. Zeitgeschichte ausstellen zwischen Dekonstruktion und Sinnstiftung“. Der hier zu besprechende gleichlautende Sammelband beinhaltet die meisten Vorträge dieser Tagung. Leider fehlt das Panel „Museum Goes Digital“ komplett, obwohl gerade die digitale Welt den zurzeit vermutlich größten Einfluss auf die Wahrnehmung und Deutung von Zeitgeschichte vieler Menschen hat. Ob Museen, Gedenkstätten und andere Ausstellungsorte noch als Identitätsfabriken angesprochen werden können, ist zumindest zweifelhaft.

Die beiden Herausgeberinnen Ljiljana Radonić und Heidemarie Uhl skizzieren in ihrer Einleitung den Hintergrund, vor dem die einzelnen Beiträge zu lesen sind. Demnach befinden sich historische Museen und Gedenkstätten im Spannungsfeld konfligierender gesellschaftlicher Machtverhältnisse und Deutungsmuster. Sie können hegemoniale Narrative unterstützen oder in Frage stellen (S. 14). Somit wird der gewählte Titel verständlich: Wegen der ausstellenden Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte, fokussiert auf den Zweiten Weltkrieg einschließlich der sowjetischen Verfolgung von realen oder vermeintlichen Gegnern und die Shoah, befinden sich Museen in einem Feld, auf dem Meinungskämpfe ausgetragen werden. Um keine falschen Erwartungen zu wecken, hätte diese Engführung von Zeitgeschichte im Titel und Einbandtext benannt werden sollen.

Gleichsam als zweite, theoretische Einleitung beschäftigt sich Martin Sabrow mit der „Zeitgeschichte als Ich-Erzählung“. Der Verfasser konstatiert, dass die objektivierende Autorität in der Zeitgeschichte durch eine empathische Subjektivität ersetzt worden sei und Zeitzeugen in Ausstellungen nicht mehr in einer Funktion als Korrektur zu auf schriftlichen Quellen basierenden Aussagen eingesetzt würden, sondern dem empathischen Erzählen von Geschichte dienen. Leider widmen sich die folgenden Beiträge der Problematik des Einsatzes von Zeitzeugen nur selten. Warum Martin Sabrow nicht seinen Tagungsvortrag „Die Last des Guten. Zum Problem der Demokratieerinnerung“ veröffentlicht hat, erschließt sich nicht.

Um zeigen zu können, was dieser in fünf Abschnitte gegliederte Sammelband bietet, werden sämtliche Aufsätze kurz vorgestellt. Den ersten Abschnitt mit dem Titel „Zeitgeschichtsmuseen jenseits des Nationalen“ bilden die Aufsätze von Andrea Mork zum Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel und von Daniel Logemann zum Museum des Zweiten Weltkriegs in Danzig. Mork, selbst an zentraler Stelle für das Brüsseler Haus tätig, skizziert die Überlegungen hinter der transnationale Verflechtungen zeigenden Ausstellung und benennt die an ihr geübte Kritik, etwa zur zu geringen Thematisierung der europäischen Integration oder des Kolonialismus. Sie macht zu-

dem auf die politisch motivierten Angriffe der polnischen wie der ungarischen Regierung aufmerksam. Logemann, früherer Mitarbeiter am Danziger Museum, schildert dessen Konzept der Eröffnungsausstellung und die innovative Offenheit für Deutungen durch die Besuchenden sowie die Fokussierung auf Objekte und Geschichten einfacher Menschen verschiedener Ethnien. Erfreulicherweise verdeutlichen einige Abbildungen das Geschriebene. Abschließend verweist er auf die nach einem politisch erzwungenen Leitungswechsel mittlerweile anders ausgerichtete Ausstellung (S. 71).

Der folgende Abschnitt zu „Migration als neuer Zugang“ umfasst die Beiträge von Dirk Rupnow, Regina Wonisch und Georg Traska. Rupnow, Professor am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck, verweist dabei auf das Problem, dass eine Benennung als Migrant/in oder als Person mit Migrationshintergrund die nationalstaatliche Perspektive und kulturelle Homogenität als Norm befestigt (S. 83). Folglich sollte eine Geschichte von Diversität und Zugehörigkeiten, damit einhergehend von Ein- und Ausschlüssen und der Konstruktion eines vermeintlichen „Eigenen“ und eines „Anderen“ sowie der Umgang damit thematisiert werden (S. 86). Migration als Querschnittsmaterie betreffe alle Bereiche und alle Museen.

Als nächstes widmet sich Wonisch, Leiterin des Forschungszentrums für historische Minderheiten in Wien, der Herausforderung nationaler Geschichtsmuseen durch die Beschäftigung mit Migration. Sie verweist darauf, dass Objekte zur Migration Mangelware seien (S. 96). Zudem müsse ein Exponat, damit es von den Besuchenden als Objekt einer Migrationsgeschichte erkennbar sei, als different wahrgenommen werden, so dass diese Exponate die Alterität des migrantischen Lebenszusammenhangs bestätigten, anstatt Migration als Teil des eigenen Daseins zu vermitteln. Geschichtsmuseen sollten deshalb nicht die Differenz, sondern die Verflochtenheit zeigen (S. 104).

Anschließend schildert Traska, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, in einem der spannendsten Beiträge des Bandes an zwei Ausstellungsprojekten des Österreichischen Museums für Volkskunde, wie Partizipation von migrantischen Personen umgesetzt werden kann. Er versteht Museum als eine Kommunikationsplattform (S. 111). Für den Rezensenten besonders erhellend ist die Erkenntnis, dass er „noch nie eine solche Häufigkeit an gebrochenen Erwartungen und Falsifikationen so interessant und produktiv erlebte“ (S. 123). Partizipation sei ein beiderseitiger Prozess.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit Nationalsozialismus und Holocaust im Museum und enthält ebenfalls drei Beiträge. Zuerst beschäftigen sich Deborah Hartmann, früher in Yad Vashem tätig, mittlerweile Direktorin des Hauses der Wannsee-Konferenz in Berlin, und Tobias Ebbrecht-Hartmann, Dozent an der Hebräischen Universität Jerusalem, mit der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem als Resonanzort. Resonanz wird dabei als Kraft ausgestelltter Objekte verstanden, die über ihre materiellen Grenzen hinaus wirken und bei den Betrachtenden ein dynamisches Wechselspiel evozieren (S. 130). Resonanz beschreibe eine transtemporale Qualität, die durch das Zusammenspiel von Ort, Ausstellung und Erinnerung entstehe (S. 131).

Die Geschichte der Shoah wird in Yad Vashem multiperspektivisch vermittelt, um kognitiv-empathische Lernhaltungen zu fördern und Reflexionsprozesse in Gang zu setzen, wobei Handlungskontexte im Mittelpunkt stehen.

Danach widmet sich Miriam Zadoff, seit 2018 Direktorin des NS-Dokumentationszentrums in München, der Zukunft der Erinnerung an den Nationalsozialismus. Sie betont, dass Erinnerung ein niemals abgeschlossener Prozess ist, der sich aus der jeweiligen Gegenwart speist (S. 151). Daher sind zeithistorisch ausgerichtete Museen verschiedensten Einflussnahmen ausgesetzt. Der Beitrag umfasst auch eine Auseinandersetzung mit der Eröffnungsausstellung des NS-Dokumentationszentrums und spart nicht mit Kritik an dieser. Zadoffs Arbeit zielt auf eine vielstimmige Form der Erinnerung, bei der die postmigrantische Gesellschaft durch partizipative Projekte und demokratisch geführte Diskurse des Erinnerens ebenso einbezogen wird wie Menschen, denen eine Beschäftigung mit Geschichte fernliegt (S. 162).

Als letztes berichten Gudrun Blohberger, pädagogische Leiterin der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, und Christian Angerer, pädagogischer Mitarbeiter ebendort, unter der Frage „Positive Sinnstiftung an Gedenkstätten?“ dialogisch und anregend über ihre Arbeit. Sie machen deutlich, dass eine multiperspektivische Betrachtung die Wahrnehmung von Handlungsspielräumen fördere und nur hierdurch positive Sinnstiftung möglich sei (S. 176). Als Schlüssel für generelle Prozesse historischer Sinnbildung sehen sie Partizipation an, die umfangreiche Gesprächsmöglichkeiten verlange.

Der vierte Abschnitt fragt danach, ob Jüdische Museen als Korrektiv dienen können. Den Anfang markieren Überlegungen von Hanno Loewy, Direktor des Jüdischen Museums Hohenems. Er versteht Museen als Kontaktzonen, die mitgebrachte Vorstellungen der Besuchenden offen in Frage stellen. Wichtig ist ihm, „den Raum, den das Museum bietet, als Ensemble von Möglichkeiten zu betrachten, das dem Besucher reale Freiheiten einräumt, eigene Erfahrungen zur Geltung zu bringen, mit der Anschauung von Objekten in Beziehung zu setzen und mit anderen Besuchern zu kommunizieren“ (S. 189). Anschließend thematisiert Barbara Staudinger, Direktorin des Jüdischen Museums Augsburg-Schwaben, Jüdische Museen als gesellschaftspolitischen Diskursraum. Sie versteht diese als Schauplatz politischer Einflussnahme (S. 201), und zwar in beide Richtungen, da sich auch Museen an gesellschaftspolitischen Debatten beteiligten und aktuelle Fragestellungen aufgriffen. Neue Herausforderungen ergäben sich durch den Kampf gegen Populismus, rassistische Hetze und Instrumentalisierungen von Religion. Die Öffnung der Museen, und zwar in den öffentlichen Raum, bei den Themen und durch Partizipation, sei zentral für eine Modernisierung bestehender Einrichtungen (S. 209).

Den letzten Abschnitt des Buches zu Museen in postsozialistischen Ländern zwischen Europäisierung und nationaler Neuerfindung bilden die Aufsätze von Ljiljana Radonić, Monika Heinemann und Katja Wezel. Radonić, vom Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, setzt sich mit dem Zweiten Weltkrieg in postsozialistischen Gedenkmuseen auseinander. Dieser Beitrag basiert auf ihrer Habilitationsschrift und verweist auf

eine häufig anzutreffende Spannung zwischen Helden- und Opfergedenken in post-sozialistischen Staaten. Dies führe mitunter zur Gleichsetzung von Nationalsozialismus und Kommunismus (z. B. im Haus des Terrors in Budapest) bzw. zur These vom doppelten Genozid (z. B. im Baltikum). In Polen und Ungarn gingen ein Geschichtsrevisionismus und seine autoritäre und undemokratische Umsetzung Hand in Hand, während etwa in Litauen die museale Arbeit weg von Geschichtsklitterung hin zu internationalen Standards weise (S. 236). Heinemann, vom Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow, berichtet über Zeitgeschichte im polnischen Museumsboom. In keinem osteuropäischen Land habe es in den letzten 15 Jahren eine derartige Fülle an Museumsneugründungen und Dauerausstellungsneukonzeptionen gegeben, wobei die Form der „narrativen Ausstellung“ weitverbreitet sei. Bei dieser entscheide das zu zeigende Narrativ über die Präsentation, nicht die Museumsobjekte. Zudem drohe sie die Besuchenden zu überwältigen. Entgegen der landläufigen Wahrnehmung bieten polnische Museen ein breites Spektrum an Deutungsangeboten der Zeitgeschichte. Allerdings fordere die PiS-Regierung diese Vielfalt mittels einer aggressiven Geschichtspolitik heraus, durch die eine einseitige Interpretation der polnischen Geschichte durchgesetzt werden solle (S. 254). Im letzten Beitrag stellt Wezel, gegenwärtig Projektmitarbeiterin am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der Universität Göttingen, zwei Einrichtungen in Riga vor: das sogenannte KGB-Eckhaus und das Ghetto-Museum. Diese zeigen, wie in der Hauptstadt Lettlands der doppelten Diktaturerfahrung erinnert wird. Während sich das KGB-Eckhaus der sowjetischen Verfolgung widmet, behandelt das Ghetto-Museum die nationalsozialistische Judenverfolgung vor Ort. Ersteres stellt die lettischen Opfer des sowjetischen Geheimdienstes in den Mittelpunkt. Erst seit 2016 wird hier erwähnt, dass es auch andere Opfer gab, etwa russische, jüdische und deutsche. Das Ghetto-Museum ist eine Institution im Werden, die aufgrund Unterfinanzierung ihre Ausstellung nur schrittweise aufbauen könne, dabei auch Rekonstruktionen, etwa eines Gettoeingangs oder eines Gettohauses, nutze, um den Mord an den lettischen Juden zu thematisieren. Wezel verdeutlicht, dass in beiden Häusern ein allmählicher Wandel der Ausstellungen erkennbar ist.

Was kann als Fazit festgehalten werden? Zahlreiche Expert:innen berichten aus der Praxis ihrer Häuser. Sie regen trotz knapper Beiträge an, über die Präsentation zeitgeschichtlicher Themen nachzudenken und die Institution Museum hinsichtlich aktueller Fragestellungen zu hinterfragen. Sie thematisieren politische Einflussnahmen auf die Museen und Gedenkstätten. Barbara Staudinger hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Museen per se politische Räume darstellen und daher Schauplatz politischer Einflussnahmen sind. In autokratischen Systemen ist der Druck auf Museumsverantwortliche nur direkter und wesentlich höher als in demokratischen. Wichtig erscheint dem Rezensenten der Hinweis Hanno Loewys, dass die Mehrdeutigkeit von Objekten stärker als Qualität wahrgenommen wird und Museen in ihren Ausstellungen Fragen stellen, bei denen die Antworten nicht schon feststehen. Nach der Lektüre des Tagungsbandes drängt sich ein Terminus auf: Vielfalt. Objekte ermöglichen vielfältige Fragen und Aussagen, Ausstellungen von Zeitgeschichte benötigen vielfältige

Perspektiven, die Besuchenden bringen vielfältige Erfahrungen, Erinnerungen und Bilder mit, die Kurator:innen müssen sich vielfältigen partizipatorischen Herausforderungen stellen, und die Museen wie Gedenkstätten haben in vielfältigen Räumen, analog wie digital, zu wirken. Dieser Band macht Lust auf Ausstellungsarbeit. Er kann Personen, die im Museumswesen tätig sind, genauso empfohlen werden wie Leser:innen, die sich für zeitgeschichtliche Ausstellungen interessieren. Leider sind nicht alle Beiträge der Wiener Tagung von 2018 abgedruckt, und nur drei Autor:innen haben das Geschriebene durch Abbildungen unterstützt.

Jens Hoppe, Frankfurt am Main
<https://doi.org/10.31244/rwz/2021/52>